

Zoophilie. Eine Online-Befragungsstudie zur Ätiologie und Rolle des Internet

Christiane Eichenberg und Benjamin Surangkanjanajai

Übersicht: Zoophilie ist ein sehr wenig erforschtes Phänomen, das die sexuelle und emotionale Präferenz von Tieren umfasst. Es existieren zwar einige Studien zur sexuellen Mensch-Tier-Interaktion im Allgemeinen, jedoch nur wenige speziell zur Zoophilie. Verschiedene Hypothesen zur Ätiologie von Zoophilie finden sich in der Literatur, wurden jedoch noch in keiner Studie empirisch untersucht. Die vorliegende explorative Fall-Kontroll-Fragebogenstudie untersucht mögliche ätiologische Faktoren für die Entstehung zoophiler Präferenzen und den Zusammenhang mit dem Vorliegen einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). Weiter werden die Rolle des Internet für Identitätsaspekte (Sexualität, Selbstakzeptanz) und das Einsamkeitserleben Zoophiler betrachtet. Unter Anwendung psychometrischer Verfahren und eines Zoophilie-Fragebogens wurden online 134 Personen ($n = 67$ Zoophile, $n = 67$ Nicht-Zoophile) aus ausgewählten deutschsprachigen Internetforen befragt. Beim Vergleich von Zoophilen, die den Fragebogen beantwortet haben, mit „Nicht-Zoophilen“ anderer Foren konnten keine Unterschiede in den untersuchbaren ätiologischen Faktoren noch im Vorliegen von PTBS-Symptomen gefunden werden. Durch Teilnahme an der Kommunikation im Internet scheint bei Zoophilen eine Tendenz zur Intensivierung und Vermehrung der sexuellen Mensch-Tier-Kontakte aufzutreten.

Schlüsselwörter: Ätiologie; Identität; Internet; Paraphilie; Zoophilie

Sexuelle Mensch-Tier-Interaktionen existieren in verschiedenen Formen. Sie können von einem rein sexuellen Interesse (Bestiality), über einen zusätzlich vorhandenen emotional liebevollen Beziehungsaspekt (Zoophilie), bis hin zur exklusiven Partnerwahl von Tieren (Zoosexualität¹) reichen. Weitere Begriffe, die unterschiedliche Aspekte sexueller Mensch-Tier-Kontakte hervorheben, sind: Zooerastie (u. a. definiert als sexuelle Mensch-

¹ Hinweise zur Existenz exklusiver Zoosexualität fanden Beetz (2002) und Earls und Lalumière (2002)

Tier-Kontakte mit betont pathologischer Komponente, z.B. Krafft-Ebing 1894), Zoosadismus (absichtliches Verletzen von Tieren bei sexuellen Handlungen), Formicophilie (sexuelle Erregung durch das Krabbeln von Insekten und Kleintieren auf dem Körper, vor allem auf erogenen Zonen; Dewaraja und Money 1986) und zoophiler Exhibitionismus (vor Tieren ausgeübter Exhibitionismus; McNally und Lukach 1991). Häufig werden dabei Zoophilie und Bestiality gleichbedeutend verwendet, was eine Definitionsproblematik impliziert.

Im Einklang mit der Definition von Miletski (2002) wird hier Zoophilie als eine sexuelle Vorliebe (als Handlung oder auch nur als Fantasie) für Tiere definiert, die mit emotionellen Bindungsgefühlen einhergeht. Der Begriff Bestiality wird für Menschen verwendet, die sexuelle Beziehungen mit Tieren haben, während die emotionale Seite eine eindeutig untergeordnete oder gar keine Rolle spielt (vgl. Williams und Weinberg 2003). Die Definitionen gehen von der Vermutung aus, dass es zwei unterschiedliche Gruppen von Menschen mit Vorlieben für Tiere gibt, die sich durch das Bedürfnis nach einer gleichzeitigen emotionalen Beziehung zum Tier unterscheiden. Zudem stehen diese Definitionen mit den von Menschen aus der Zoophilie-Szene selbst gegebenen im Einklang (Miletski 2002). Scharfe Grenzen zwischen den Begriffen zu ziehen scheint nicht möglich, obwohl dies wichtig wäre, da sich viele Zoophile von den Begriffen Bestialist / Beasty² abgrenzen, da diese u. a. zoosadistische Tendenzen implizieren (Williams und Weinberg 2003). Beetz (2002) betont, dass die Grenzen zwischen Zoophilie und Bestiality fließend verlaufen können.

Forschung zur Zoophilie und Bestiality

Einschlägige Studien zum Sexualverhalten der Menschen – wie der Kinsey-Report – erwähnten schon vor über sechzig Jahren sexuelle Mensch-Tier-Interaktion (Kinsey et al. 1948, 1953). Unter der überschaubaren Anzahl an Studien zu diesem Thema finden sich solche, die ein stereotypisiertes Bild von *dem* „Zoophilen“ bzw. „Bestialist“ als pervers-delinquenten Bauernjungen mit geringen kognitiven Fähigkeiten aufzeigen (Duffield et al. 1998). Neuere Studien konnten zeigen, dass dieses Stereotyp längst nicht immer zutrifft und weisen darauf hin, dass Menschen mit sexuellen Tierkontakten aus unterschiedlichen Alters- und Gesellschaftsschichten stammen, verschiedenen sozial-ökonomischen Status und unterschiedliche Biografien aufweisen, sowohl aus urbanen als auch ländlichen Gegenden kommen und im Umfang ihrer kognitiven Fähigkeiten streuen (z. B. Beetz 2002). Oben beschriebenes Stereotyp beschreibt somit nur einen Bruchteil tatsächlich vorkommender sexueller Mensch-Tier-Interaktion mit vermutlich entsprechend unterschiedlichen Motivlagen und damit Ursachen. Hinzu

² Vor der Studie wurde mittels Literaturrecherche und im Dialog mit Zoophilen die Verwendung unterschiedlicher Begriffe geklärt. Der Begriff „Beasty“ ist in der Zoophilie-Szene eine gängige Abkürzung für „Bestialist“.

kommt, dass Zoophile aus Studien mit freiwilliger Teilnahme stets einen liebe- und rücksichtsvollen Umgang mit ihren nicht-menschlichen Partnern betonen (Beetz 2002; Earls und LaLumière 2007; Miletski 2002; Williams und Weinberg 2003). So fand Beetz (2002), dass über ein Drittel der 116 von ihr befragten Zoophilen sich beim Tierschutz engagieren. Ein liebevoller Umgang ist jedoch nicht bei allen Sexualkontakten zwischen Mensch und Tier gegeben: In einer Reihe klinisch-forensischer Studien wurden Fälle dokumentiert, in denen Tiere auf verschiedene Art und Weise missbraucht, ihnen eindeutige physische oder psychische Schmerzen zugefügt und sie sogar getötet wurden (Duffield et al. 1998; Earls und LaLumière 2002; Fleming et al. 2002; Wilcox et al. 2005).

Über die Prävalenzrate von Zoophilie existieren keine verlässlichen Angaben. Miletski (2002) fasst die Schätzungen aus bisherigen Studien zu Zoophilie und Bestiality zusammen, wobei die einen von einem weit verbreiteten Phänomen ausgehen, während andere behaupten, es sei rar. Kinsey et al. (1948) kamen zu der Vermutung, dass zirka 8 % der Männer und 3,6 % der Frauen (1953) der nordamerikanischen Gesamtbevölkerung mindestens einmal in ihren Leben sexuellen Kontakt mit einem Tier hatten. Prävalenzstudien speziell zur Zoophilie gibt es bisher keine. Eine Untersuchung wird durch eine vermutlich große Dunkelziffer erschwert, da Sexualkontakte mit Tieren stark stigmatisierende Effekte haben und deshalb nicht leicht bei Befragungen eingeräumt werden (Beetz 2002). Die Tierkontakte können aus unterschiedlichen Gründen geheim gehalten werden. So benannten 27,4 % der befragten zoophilen Männer ($n = 113$) in der Online-Befragungsstudie von Beetz (2002) Aspekte wie z. B. „acceptance of others / society“, „finding an accepting partner / being lonely“ oder „feeling guilty / had felt guilty“ als erlebte Probleme mit ihrer Zoophilie. Gesammelte Zitate von amerikanischen Zoophilen aus einem offenen Gruppeninterview (Miletski 2002) weisen auf die Gefahr des Arbeitsplatzverlustes, sozialer Ausgrenzung und möglichen juristischen Konsequenzen hin.

Ätiologie. Es lassen sich verschiedene Erklärungsansätze zur Ätiologie von Zoophilie / Bestiality finden. Dittert et al. (2005) fassen in ihrer Diskussion vier in der Literatur vorgefundene Hypothesen zusammen, die Zoophilie auf dem Hintergrund psychodynamischer Konzepte erklären. Demnach wird Zoophilie gesehen als:

- (1) Abwehr von Kastrationsängsten im Sinne einer ödipalen Störung,
- (2) traumatischer Wiederholungszwang als unbewusster Versuch der Kompensation erlebter Traumatisierungen,
- (3) Umkehr von Hilflosigkeit in Macht als Bewältigungsversuch von v. a. Kindheitstraumata (Täteridentifikation),
- (4) Ersatz eines fehlenden menschlichen Sexualpartners durch ein leichter erreichbares Tier als Sexualobjekt (*Substituts- oder Surrogatthese*).

Aufgrund der uneinheitlichen Befundlage gehen Autoren aktueller Studien (Beetz 2002; Dittert et al. 2005; Earls und LaLumière 2007; Miletski 2002) davon aus, dass die Ätiologie von Zoophilie durch unterschiedliche Faktoren bedingt sein kann. Basierend auf den vielen Hypothesen und heterogenen Befunden der bisherigen Forschung zu Zoophilie / Bestiality, ist es

sinnvoll, ein eher allgemein formuliertes, umfassendes Erklärungsmodell heranzuziehen. Hier bietet sich z. B. das *polyätiologische Modell* nach Fischer (2007) an, das Ätiologie, Pathogenese und Symptomatik psychischer Störungsbilder unter Berücksichtigung mehrerer Einflussfaktoren betrachtet. Dabei wird angenommen, dass – durch unterschiedliche Wege der Pathodynamik – bei gleichen Symptomen einer psychischen Störung unterschiedliche Ätiologien zugrunde liegen können und umgekehrt. Das Modell ist explizit allgemein gehalten und wird in der Forschung und psychotherapeutischen Praxis verwendet, um alle möglichen psychischen Störungen und Probleme zu erklären (vgl. Fischer 2007).

Die Gründe für die Wahl des Modells waren vielfältig: So nahmen bisherige Studien zumeist keine klare Trennung von Zoophilen und Besties vor. Auch wurde die Ätiologie von Zoophilie bisher noch nicht systematisch untersucht. Zudem sollte mittels Gruppenvergleich überprüft werden, ob zoophile Menschen ein anderes „ätiologisches Profil“ haben als Nicht-Zoophile. Darüber hinaus ermöglicht das Modell eine für alle Ätiologien offene und gleichzeitig theoriegeleitete Vorgehensweise.

Ausgehend von dem Modell wurden *Übersozialisation*, *Untersozialisation* sowie *biologische* und *psychotraumatische Faktoren* als vier mögliche ätiologische Faktoren angenommen, die auch in Kombination auftreten können. Ergänzend zu psychotraumatischen Faktoren wurde PTBS als eine der häufigsten Traumafolge-Störungen erhoben. In der Forschungsliteratur finden sich für jeden der Faktoren Hinweise, dass diese bei sexuellen Mensch-Tier Interaktionen eine Rolle spielen können. Im Folgenden wird kurz das polyätiologische Modell im Bezug auf bisherige Befunde zu sexuellen Mensch-Tier-Kontakten diskutiert.

Während bei der Übersozialisation ein rigider Erziehungsstil zur Verdrängung vitaler Impulse führt, sind Folgen der Untersozialisation durch einen „laissez-faire“ Erziehungsstil eine fehlende oder zu geringe Empathie, was antisoziales Verhalten hervorrufen kann. Einige Fallstudien deuten auf Untersozialisation (Duffield et al. 1998; McNally und Lukach 1991), andere auf Übersozialisation (z. B. Dittert et al. 2005; Wilcox et al. 2005) hin. Die Entwicklung von Zoophilie und Bestiality ist aus beiden Perspektiven denkbar. Miletski (2002) fasst die Hypothesen mehrerer Autoren zusammen, die die Entstehung von Zoophilie / Bestiality als Produkt von streng religiösen oder sozialen Restriktionen und einer damit verbundenen sexuellen Deprivation sehen und somit einer *Übersozialisationshypothese* nahe stehen.

Positiv gesprochen können untersozialisierte Menschen ein sexuelles Interesse an Tieren unabhängig von normativen oder sozialen Vorgaben entwickeln. Andererseits kann es aber auch durch dissoziales und egozentrisches Verhalten zu körperlichem, sexuellem und psychischem Missbrauch der Tiere kommen (vgl. z. B. Wilcox et al. 2005). Zudem ist bekannt, dass untersozialisierte Menschen aufgrund ihrer fehlenden Sozialkompetenz Probleme bei der Suche und Aufrechterhaltung von intimen Beziehungen haben, was zur Entwicklung alternativer Bindungsformen (Fischer 2007), wie z. B. der Sexualpräferenz von Tieren, führen könnte (*Untersozialisationshypothese*).

Insgesamt sind Ausprägungen und Folgen psychischer Traumatisierungen sehr heterogen. Aus psychodynamischer Perspektive ist das Konzept der *unterbrochenen Handlung* maßgebend, die sich aus den Phasen der Kampf- oder Fluchthandlung, dem Abbruch der Handlung und der Tendenz zur Wiederaufnahme und dem Vollenden der traumatischen Situation/en zusammensetzt. Passend zu Hypothese (2) und (3) (s. o.) beschreiben Fischer und Riedesser (2009) in ihrem *Verlaufsmodell der psychischen Traumatisierung* die Entwicklung eines *kompensatorischen Schemas* als präventive Maßnahme gegen die Wiederholung traumatischer Erfahrungen. Das Schema kann in Form einer Rollenverkehrung von Subjekt und Objekt erscheinen, wobei es zur Identifikation mit der Macht des Objekts kommt. Somit wäre eine Verschiebung von den ursprünglich traumatisierenden Objekten auf Tiere denkbar, gegenüber denen eine angstfreie Umkehrung der Machtverhältnisse möglich ist. In mehreren Studien zur Zoophilie / Bestiality wurden traumatische Erfahrungen in Form von körperlicher Gewalt, emotionaler Vernachlässigung, psychischem oder sexuellem Missbrauch dokumentiert (Dewaraja und Money 1986; Duffield et al. 1998; Earls und LaLumière 2002; Fleming et al. 2002; Wilcox et al. 2005). In zwei Kasuistiken wurde PTBS im Zusammenhang mit sexuellem Interesse an Tieren diagnostiziert (Duffield et al. 1998). Neuere Studien (Beetz 2002; Dittert et al. 2005; Earls und LaLumière 2007; Milteski 2002) konnten keine Auffälligkeiten bezüglich traumatischer Erfahrungen oder PTBS zeigen.

Die *biologische Komponente* beinhaltet sowohl genetisch veranlagte als auch erworbene, physiologisch festgesetzte Dispositionen. Ergebnisse neurobiologischer Untersuchungen (Féernandez und Durso 1998; Jiménez-Jiménez et al. 2002) weisen so z. B. auf den Einfluss von Monoaminen, Androgenen und genetischer Veranlagung bei der Entstehung von Sexualpräferenzen gegenüber Tieren hin.

Aspekte der Identität und des Internet. McKenna und Green (2002) betonen die Schwierigkeiten, die im täglichen Umgang mit für die Öffentlichkeit unsichtbaren – sog. *verdeckbar-marginalisierten* Identitäten – auftreten können. Durch das Internet ergibt sich für Menschen aus solchen gesellschaftlichen Subgruppen (Eichenberg und Döring 2006; McKenna und Bargh 1998), so auch für Zoophile (Dittert et al. 2005; Williams und Weinberg 2003), die Möglichkeit, Kontakte mit Gleichgesinnten zu knüpfen und dort den abgegrenzten Teil der Identität auszuleben. Es kann davon ausgegangen werden, dass das Internet weder als Ursache sexueller Vorlieben noch als Medium zu verstehen ist, das ein auf bestimmten Präferenzen basierendes Sexualverhalten grundlegend verändert (Eichenberg 2006). Einige Studien konnten zeigen, dass Internetkommunikation mit Gleichgesinnten bei Menschen mit verdeckbar-marginalisierten Identitäten zu erhöhten Selbstakzeptanz-Werten und niedriger wahrgenommener sozialer Isolation³ (McKenna und Bargh 1998) bzw. Einsamkeit (Williams und

³ Es handelt sich hierbei um *subjektiv* wahrgenommene soziale Isolation, nicht um *objektiv* gemessene Isolation. Erstere kann mit *Einsamkeit* gleichgesetzt werden,

Weinberg 2003) führen kann. Beetz (2002) konnte jedoch keinen Unterschied bei der Selbstakzeptanz zwischen Zoophilen und einer Normstichprobe vorfinden. Durch die Vernetzung Gleichgesinnter im Internet ergeben sich zahlreiche Möglichkeiten, Gefühlen der Einsamkeit und Marginalisierung entgegenzuwirken. Dabei profitieren die User von einer Reihe Internet spezifischer Vorteile, die sich u. a. im *Triple-A-Modell* (anonymity, affordability, access) von Cooper (1998) und dem *Triple-C-Modell* (communication, collaboration, community) von Döring (2003) widerspiegeln.

Das In-Kontakt-Treten mit Gleichgesinnten, der Austausch persönlicher Erfahrungen und die Erkenntnis, dass man mit seiner Neigung nicht alleine ist, könnte jedoch im Rahmen eines Empowerment-Prozesses offene sexuelle Handlungen mit Tieren wahrscheinlicher machen (vgl. Eichenberg 2006). Nach dem *Sexual Behavior Sequence* Modell (Byrne 1977; Fisher 1986) könnten sexuelle Anreize (cues), die im Internet konsumiert werden, zu sexueller Erregung (arousal) auf affektiver, kognitiver und physiologischer Ebene führen und so die Wahrscheinlichkeit für entsprechende offene sexuelle Handlungen in der Offline-Realität vergrößern. Allerdings wäre ebenso eine Abnahme offener sexueller Handlungen aufgrund der Triebabfuhr sexueller Bedürfnisse unter Zuhilfenahme tierpornografischen Materials aus dem Internet möglich (*Kompensationsthese*) (vgl. Hill et al. 2007).

Fragestellung

Wie bisherige Befragungsstudien (Beetz 2002; Miletski 2002; Williams und Weinberg 2003) zeigen, taucht die Gruppe der Zoophilen nach der heutigen Definition – im Gegensatz zu den klinisch-forensischen Fällen – nicht in der Sexualforensik auf, sondern scheint „klinisch“ nicht in Erscheinung zu treten. Von daher erschien es uns als besonders relevant, Zoophile dort zu befragen, wo sie erreichbar sind, nämlich im Internet und im Hinblick auf ihre Ätiologie systematisch zu untersuchen. Zudem wurde unseres Wissens bisher noch keine Studie durchgeführt, die gezielt Zoophile mit einer Kontrollgruppe verglichen hat.

Wie neuere Studien zeigen, ist es sinnvoll multikausale Erklärungsmodelle zur Ätiologie von Zoophilie in Betracht zu ziehen. Folglich erschien uns das polyätiologische Modell nach Fischer (2007) als ein geeignetes Mittel zur Untersuchung der Genese zoophiler Präferenzen. Dabei wurden PTBS-Symptome als häufigste Folgestörung der traumatischen Ätiologie mit erfragt. Wie sich zoophile Präferenzen und der Umgang mit ihnen entwickeln, hängt vom sozialen Kontext ab (vgl. z. B. Beetz 2002). Seit einer Weile zählt für die meisten Deutschen auch das Internet zum sozialen Raum (ARD / ZDF Medienkommission 2011). So könnten sich Einsamkeit, Selbstakzeptanz und Sexualverhalten durch die online vorgefundene soziale Unterstützung und Zoophilie-bezogene Webangebote verändern. Aus-

während letztere nur schwach bis mittelhohe Korrelationen mit Einsamkeitsempfindungen aufweist (Döring 1997).

gehend von diesen Überlegungen wurden Einsamkeitsgefühle und Selbstakzeptanz Zoophiler sowie explorativ Veränderungen im zoophilen Sexualverhalten im Rahmen der Internetnutzung untersucht.

Auf diesem Hintergrund wurden folgende explorativen Forschungsfragen aufgegriffen:

- Zeigen Zoophile im Durchschnitt mehr und höhere Werte als Nicht-Zoophile hinsichtlich der ätiologischen Faktoren in den Bereichen Psycho-trauma, Über- oder Untersozialisation bzw. biologische Ursachen und PTBS-Symptome?
- Unterscheiden sich die Werte Zoophiler im Durchschnitt auf der Einsamkeitsskala und Selbstakzeptanzskala von den Werten Nicht-Zoophiler?
- Welche Rolle spielen Internetkommunikation und die Nutzung unterschiedlicher Internetquellen bei der Häufigkeit und subjektiv empfundenen Intensität des tatsächlichen zoophilen Sexualverhaltens?

Methoden

Zur Beantwortung der oben gestellten Fragen wurde eine Online-Befragung in Form einer Fall-Kontroll-Studie konzipiert und durchgeführt. Diese Form der Erhebung wurde u. a. wegen der leichteren Erreichbarkeit (Cooper 1998) von schwer zugänglichen Stichproben und der Möglichkeit völlig anonymer Beantwortung durch die Betroffenen gewählt. Zur Überprüfung der Fragestellungen wurden online $n = 134$ Personen aus ausgewählten deutschsprachigen Internetforen befragt. Alle Probanden wurden gefragt, ob sie sich selbst als „zoophil“ oder „Beasty“ bezeichnen und ob sie „kein Interesse an Sex mit Tieren“ haben und dann dementsprechend den (oben definierten) Gruppen zugeordnet. Die Zoophilie-Stichprobe wurde über drei deutschsprachige Zoophilie-Internetforen (www.tlover.info, www.zoophil.info, www.zooportal.info) akquiriert. Als Kontrollstichprobe wurden User aus Internetforen (www.onmeda.de/foren/forum-sexualitaet, forum.garten-pur.de/Gartenmenschen-36_0B.htm, www.jetzt.sueddeutsche.de/rubrik/technik, stummi.forencity.de) und Newsgroups (de.talk.tagesgeschehen, de.rec.reisen.misc, oecher.talk) zu alltäglichen Themen herangezogen, um eine möglichst heterogene und generalisierbare Kontrollstichprobe zu erhalten. Dabei wurde insgesamt auf eine Vermeidung außergewöhnlicher und spezieller Interessen, kulturell stark abweichender oder psychisch belasteter Personen und extremer Alters- sowie Geschlechtsverteilungen geachtet. In den drei Newsgroups wurden die Einträge, die um Teilnahme bei der Untersuchung warben, nach Aufforderung einiger Mitglieder nach vier Tagen wieder entfernt.

Mögliche inhaltliche und technische Probleme wurden in einem Pretest an $n = 5$ Zoophilen eruiert, deren Datensätze aufgrund der geringfügigen Modifikationen mit in die Zoophilie-Stichprobe übernommen wurden. Auf Grund der Sexualität-bezogenen Fragestellung wurde ein Mindestalter von 18 Jahren als Teilnahmebedingung festgelegt.

Erhebungsinstrumente

Für die Online-Befragung wurden professionelle Befragungssoftware-Programme verwendet (*Unipark, Hogrefe Testsystem – HTS*). Die Probanden hatten die Möglichkeit, Fragen zu überspringen, falls diese von ihnen als belastend oder unangenehm empfunden wurden und konnten den Fragebogen jederzeit unter- oder abbrechen. Es wurde mehrfach Kontaktmöglichkeit zur professionellen psychologischen Unterstützung angegeben. Da bisher für die Erfassung der Ätiologie von Zoophilie kein standardisiertes Verfahren existiert und die Fragestellungen unterschiedliche Bereiche explorativ erforschen, wurden sowohl standardisierte als auch nicht-standardisierte Testverfahren angewendet.

- *Fragebogen zur Ätiologie psychischer Störungsbilder, Kurzversion* (FÄPES-K; Fischer 2009): Elterliches Erziehungsverhalten (Über-, Untersozialisation), biologische Faktoren und traumatische Erfahrungen wurden über den FÄPES-K erfasst. Die Einschätzung des elterlichen Erziehungsverhaltens erfolgt anhand von zehn Items auf einer 4-stufigen Skala (von „vollkommen“ bis „überhaupt nicht“). Auf biologischer Ebene wird das Vorhandensein körperlicher Erkrankungen, schwerwiegende Behinderungen und Substanzmissbrauch erhoben. Um mögliche traumatisierende Erfahrungen zu erfassen, werden verschiedene belastende Lebensereignisse erfragt, die auf einer 5-stufigen Skala nach ihrem Belastungsgrad („leicht“ bis „extrem“) eingeschätzt werden sollen. Zusätzlich wird dabei die erlebte Unterstützung durch andere Menschen in einer 4-stufigen Skala erhoben. Da die Items zu traumatisierenden Erfahrungen exakt im *KTI* erfragt wurden, konnten entsprechende Items des FÄPES-K weggelassen werden.
- *Kölner Trauma Inventar Selbstbeurteilungsbogen* (*KTI*; Fischer und Schedlich 1995): Im *KTI* wird mit 36 Items (zwei davon zur Soziodemografie) eine Reihe möglicherweise belastender Erlebnisse abgefragt. Zusätzlich zu jeder Frage wird, wie im FÄPES-K, nach der Stärke der Belastung durch das Ereignis sowie nach dem Ausmaß an Unterstützung durch andere Menschen gefragt.
- *Posttraumatic Symptom Scale* (PTSS-10; Raphael et al. 1989; dt. Schüffel und Schade 1992): Das Instrument besteht aus zehn Items mit jeweils einer 7-stufigen Likert-Skala (0–6), die posttraumatische Belastungsreaktionen, basierend auf den Diagnosekriterien des DSM-III-R, erfragen. Nach einem Einteilungsvorschlag von Schüffel (zit. nach Fischer und Riedesser 2009: 343) findet eine Kategorisierung der Testpersonen in „kein PTBS“ (≤ 23 Punkte), „Verdacht auf PTBS“ (24–35 Punkte) und „dringender Verdacht auf PTBS“ (< 36 Punkte) statt. Es liegen keine Normwerte vor.
- *Revised UCLA Loneliness Scale* (R-UCLA-LS; Russell et al. 1980; dt. Döring und Bortz 1993): Die 5-stufige Skala („stimmt gar nicht“ bis „völlig“), besteht aus 20 Items und ermöglicht eine valide und reliable Messung des Gefühls ungewollter und als negativ empfundener subjektiver Einsamkeit

- (z. B. Döring und Bortz 1993; Stephan und Fäth 1989). Pro Item werden 1–5 Punkte vergeben. Der Einsamkeitswert wird aus dem arithmetischen Mittel aller Items gebildet. Werte zwischen 1,8 und 2,0 lassen sich als „normal“ einstufen, während Werte ab 3,0 starke Einsamkeitsgefühle indizieren und Werte um 5,0 extrem selten sind (Döring 1995). Russell et al. (1980) konnten zeigen, dass subjektive Einsamkeit nur gering mit sozialer Erwünschtheit korreliert.
- *Skala zur Erfassung der Selbstakzeptierung* (SESA; Sorembé und Westhoff 1985): Das Instrument enthält 29 Feststellungen zur eigenen Person und dem Selbst, die subjektiv auf einer 5-stufigen Skala bezüglich Annahme und Ablehnung beantwortet werden. Es stehen normierte Vergleichsstichproben von Nicht-Klienten ($M = 112,27$; $SD = 15,92$; $N = 311$) und Depressiven ($M = 86,09$; $SD = 18,83$; $N = 45$) zur Verfügung. Testwerte unter einer Standardabweichung in Richtung niedriger Selbstakzeptanz in der Gruppe der Nicht-Klienten werden von den Testautoren als „Anlass für eine differenzierte Untersuchung“ (Sorembé und Westhoff 1985: 14) angesehen.
 - *Zoophilie-Fragebogen*:⁴ Auf der Grundlage bereits vorhandener Fragebögen zur Zoophilie (Beetz 2002; Miletski 2002; Williams und Weinberg 2003) wurde ein Zoophilie-Fragebogen, bestehend aus 42 Items, konstruiert. Neben soziodemografischen Fragen enthält er Fragen zur aktuellen sexuellen Orientierung zu Menschen, anderen speziellen sexuellen Vorlieben und dem Vorhandensein zoophiler Neigungen, die auch der Kontrollgruppe gestellt wurden. Außerdem werden Fragen zur eigenen Zoophilie, Problemen und dem Umgang mit der eigenen Zoophilie, Berücksichtigung der Bedürfnisse und Verletzung der Tiere beim Sex, der Rolle unterschiedlicher Internetquellen (z. B. Beteiligung an Zoophilie-Foren, Nutzung von Informationsseiten über Zoophilie, Betrachtung von tierpornografischem Material) zu der Quantität und Qualität sexueller Tierkontakte und weiteren Themenbereichen gestellt.

Stichprobe

Im Erhebungszeitraum vom 20.12.2009–17.03.2010 wurde die Studie von 535 Personen aufgerufen. 232 (43,36 %) davon riefen nur die Begrüßungsseite des Fragebogens auf. Die übrigen begonnenen Fragebögen wurden von 143 (26,73 %) Personen beendet. Dies übersteigt zwar die von Musch und Reips (2000) gefundene durchschnittliche Dropoutrate von 34 %, kann jedoch aufgrund des brisanten Themas und der Zeitintensität der Befragung als relativ ergiebig angesehen werden. Ein Plausibilitätscheck der Antworten innerhalb und zwischen den Fragebögen wurde durchgeführt. So konnten acht der beendeten Datensätze aufgrund eindeutiger Falschangaben nicht mit in die Auswertung einbezogen werden. Des Weiteren musste eine

⁴ Eine Offline-Version des Fragebogens kann bei den AutorInnen angefordert werden.

Person ausgeschlossen werden, da sie zum Zeitpunkt der Untersuchung noch keine 18 Jahre alt war, so dass sich schlussendlich eine Gesamtstichprobe von $N = 134$ Personen ergab. In die Zoophilie-Stichprobe wurden ausschließlich Probanden aufgenommen, die sich auch als „zoophil“ bezeichneten. $N = 67$ Menschen bildeten die *Zoophilie-Stichprobe* (ZS) und $n = 67$ die *Kontrollstichprobe* (KS).

14,9 % ($n = 10$) der befragten Zoophilen definierten sich zusätzlich als Besties. Da diese Personen sich auch als Zoophile ansahen, wurden sie in die Zoophilie-Stichprobe mit einbezogen. Ein Proband, der sich sowohl als Zoophiler als auch als Beastly verstand, schrieb: „Hat etwas von beiden Begriffen. Aber beim Sex, sind die Emotionen spürbar wie auch bei Sex mit einem Menschen“ und begründete weiter „Sex ist immerhin nicht alles. Es gibt ja immer noch Zärtlichkeit und etwas schwer Spürbares, wenn man zusammen mit seinem Tier ist. Außerdem gibt es in dem Begriff Beastly etwas Zynisches... Und solche Leute sind auch manchmal dazu fähig das Tier zu verletzen, was ich für unmöglich von meiner Seite halte“. Eine zoophile Person gab an, eine Beziehung zu einer Stute zu führen und fünf Personen machten zusätzliche Anmerkungen, die u. a. den Beziehungsbegriff auf Tiere erweiterten. 77,6 % waren bereits mindestens einmal in einer festen Beziehung zu einem anderen Menschen, 62,7 % wünschten keine Partnerschaft (mehr) zu einem anderen Menschen, 35,8 % jedoch schon. Der Großteil von 83,6 % gab an, die Gefühle und den Willen der Tiere zu berücksichtigen und diese zu verstehen. Nur eine Person gab an, dies nicht zu tun. 79,1 % gaben an, noch nie ein Tier beim Sex verletzt zu haben, 6 % räumten ein, dies versehentlich getan zu haben und 14,9 % ließen beide Fragen unbeantwortet.

Statistische Analysen

Die Datensätze der Befragung wurden zur statistischen Auswertung in das Datenanalyseprogramm SPSS 17 eingelesen. Zur Signifikanz-Beurteilung wurde das konventionelle Niveau von $\alpha = 0,05$ gewählt. Sowohl deskriptiv als auch inferenzstatistische Datenauswertungsverfahren wurden bei den geschlossenen Fragen des Zoophilie-Fragebogens angewendet. Die offenen Fragen wurden im Hinblick auf ihren explorativen Charakter betrachtet. Sie dienen vor allem einem tieferen Einblick in das Leben und die Erfahrungen zoophiler Personen und stützen die quantitativen Ergebnisse durch die erweiterte qualitative Perspektive.

Tab. 1 Demografische Angaben nach Probandengruppe.

Probanden- gruppe	Alter (M)	Alter (SD)	Alter (Min)	Alter (Max)	Männer	Frauen	verheiratet / feste Beziehung	ledig / verwitwet
1. Zoophilie	30,64	10,85	18	66	59 (88,1 %)	7 (10,4 %)	27 (40,3 %)	36 (53,7 %)
2. Kontroll- gruppe	38,18	11,74	18	65	32 (47,8 %)	34 (50,7 %)	47 (70,1 %)	20 (29,9 %)

Ergebnisse

Ätiologie und posttraumatische Belastungsreaktion

Sozialisation. Da bisher keine Normwerte für den FÄPES-K existieren, wurden als Orientierungswerte bezüglich beider Sozialisationsformen obere und untere Quartile verglichen. Probanden, die sich in den jeweiligen oberen Quartilen befanden, wurden als „übersozialisiert“ (ÜS) bzw. „untersozialisiert“ (US) bezeichnet. Die vierstufige Antwortskala wurde den Werten 0 („überhaupt nicht“) bis 3 („vollkommen“) zugeordnet. Aus den Summen der jeweils fünf ÜS-Items und US-Items wurden jeweils Mittelwerte gebildet, die dann in Quartile eingeteilt wurden. Der Interquartilbereich (IQR) der jeweiligen Gruppen und die drei fehlenden Datensätze gingen nicht mit in die Auswertung ein. Abb. 1 und 2 zeigen die Verteilungen der Probanden zugeordnet nach Stichproben.

Zur Überprüfung von Gruppenunterschieden wurden χ^2 -Vierfeldertests durchgeführt. Es konnten keine signifikanten Unterschiede hinsichtlich der Häufigkeit des Vorhandenseins von ÜS ($\chi^2(1, N = 84) = 1,67, n. s.$) und US ($\chi^2(1, N = 74) = 0,03, n. s.$) gefunden werden.

Körperliche Erkrankungen. Insgesamt berichteten 20,9% der Zoophilen und 17,9% der Kontrollgruppe vom Vorhandensein mindestens einer der im FÄPES-K erfragten Erkrankungen. Es konnte kein signifikanter Unter-

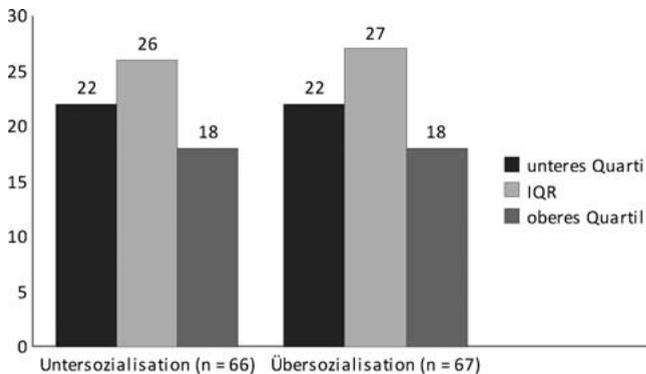


Abb. 1 Sozialisation (FÄPES-K) – Zoophilie-Stichprobe.

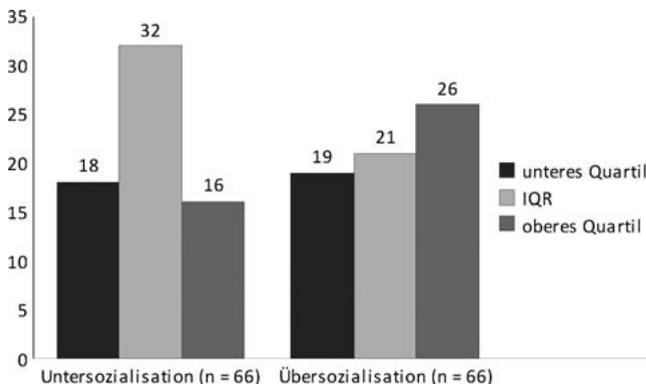


Abb. 2 Sozialisation (FÄPES-K) – Kontrollstichprobe.

schied im Gruppenvergleich gefunden werden ($\chi^2(1, N = 131) = 0,23$, n. s.). Organische Schädigungen (ZS: 3 %; 2 fehlende Angaben, KS: 4,5 %; 1 fehlende Angabe) und schwere Erkrankungen und Behinderungen (ZS: 6 %, KS: 7,5 %) wurden von nahezu gleich vielen Probanden in beiden Gruppen genannt. In der Zoophilie-Stichprobe fanden sich allerdings fast doppelt so viele (ZS: 16,4 %, KS: 9 %) Personen, die angaben, Alkohol- und Substanzmissbrauch zu betreiben oder betrieben zu haben. Der Unterschied war jedoch nicht statistisch signifikant ($\chi^2(1, N = 134) = 1,68$, n. s.).

Traumatisierungen und Posttraumatische Belastungsstörung. Beide Gruppen berichteten jeweils zu 95,5 % von mindestens einer möglichen *traumatischen Erfahrung*. Es ergaben sich keine signifikanten Unterschiede bezüglich der Häufigkeit potenzieller Traumatisierungen. Generell wurden belastende Erfahrungen in Kindheit und Jugend von 34,3 % der Zoophilen und 35,8 % der Kontrollgruppe benannt. Während 11,9 % der Zoophilen belastende Erfahrungen in Kindheit und Jugend als am stärksten belastend nannten, gaben in der Kontrollgruppe nur halb so viele Personen (6 %) solche Erfahrungen als am stärksten belastend an.

Zwei Zoophile und ein Nicht-Zoophiler ließen die PTSS-10 unausgefüllt. Die restlichen befragten Zoophilen ($M = 1,37$; $SD = 1,10$) und Nicht-Zoophilen ($M = 1,52$; $SD = 1,16$) unterschieden sich nicht signifikant im Hinblick auf ihre PTSS-10 Mittelwerte ($t(129) = -,74$; n. s.). Mit fehlenden Werten wurde liberal umgegangen (ipsative mean imputation, Schafer und Graham 2002). In Fällen, in denen bis zu 10 % der Items unbeantwortet blieben, wurde der Mittelwert aus den restlichen, für diesen Probanden vorhandenen Werten gebildet. Entsprechend der von Schüffel (vgl. Fischer und Riedesser 2009) empfohlenen Kategorien wurden die Befragten Belastungsstufen zugeordnet. Für 77,6 % der Zoophilen bestand „kein Verdacht auf PTBS“, für 16,4 % bestand „Verdacht auf PTBS“ und für 3 % bestand „dringender Verdacht auf PTBS“. Für 71,6 % der Kontrollstichprobe ergab sich kein Grund für einen PTBS-Verdacht, 20,9 % wurden in die Kategorie „Verdacht auf PTBS“ eingestuft und für 6 % war „dringender Verdacht auf PTBS“ angezeigt. In der Verteilung unterschieden sich die Gruppen hinsichtlich der Einstufungen „kein Verdacht auf PTBS“ versus „Verdacht/dringender Verdacht auf PTBS“ nicht voneinander ($\chi^2(1, N = 131) = 0,96$; n. s.).

Einsamkeit

Es wurde kein signifikanter Unterschied zwischen Zoophilen und der Kontrollgruppe bezüglich ihrer Einsamkeitswerte gefunden ($t(133) = 1,29$; n. s.). Mit Mittelwerten von $M = 2,32$ (ZS: $SD = 0,78$; $n = 66$) und $M = 2,16$ (KS: $SD = 0,69$; $n = 67$) lagen beide Gruppen im Durchschnitt leicht über dem Normwert (vgl. Döring 1995). Mit fehlenden Werten wurde liberal umgegangen. Zur detaillierteren Untersuchung wurden die weiblichen Datensätze herausgefiltert und ein t-Test mit den männlichen Probanden durchgeführt. Dies begründet sich in der überwiegend männlichen Zoophilie-Stichprobe, die typisch für Studien zu diesem Thema ist. Da keine Varianzhomogenität

gegeben war, wurde eine Korrektur der Freiheitsgrade vorgenommen. Es ergaben sich signifikante Werte ($t(78,68) = 2,14$; $p = 0,04$), wobei zoophile Männer signifikant höhere Einsamkeitswerte ($M = 2,37$; $SD = 0,80$; $n = 59$) als nicht-zoophile Männer ($M = 2,05$; $SD = 0,62$; $n = 32$) erreichten. Gruppenvergleiche der männlichen Probanden wurden für alle betreffenden Instrumente durchgeführt, waren jedoch nur in diesem Fall signifikant und verlangen daher eine vorsichtige Interpretation (s. Diskussion).

Selbstakzeptanz

Die SESA konnte nur durch Nutzung eines weiteren Links zur, kurz vor Ende der Befragung, zwischengeschalteten Befragungssoftware HTS ermöglicht werden. Sie wurde nur von wenigen Probanden beantwortet. Mögliche Gründe dafür wären ein Übersehen der neu geöffneten Seite, Misstrauen gegenüber dem Systemwechsel oder Motivationsabnahme gegen Ende der Befragung. Es wurde überprüft, ob sich die beiden Gruppen (ZS: $M = 93,04$; $SD = 17,73$; $n = 23$; KS: $M = 103,10$; $SD = 24,46$; $n = 21$) hinsichtlich ihrer Selbstakzeptanz-Werte unterscheiden. Unter den Zoophilen, die die SESA beantworteten, fanden sich fast ausschließlich Männer (91,3 %) und zwei Frauen (8,7 %). Bei der Kontrollgruppe lag die Geschlechterverteilung mit genau zwei Dritteln Frauen und einem Drittel Männern in entgegengesetzter Richtung. Auf Grund der kleinen Stichprobenzahlen wurde jeweils der Komolgorov-Smirnov Test durchgeführt, um das Merkmal in beiden Gruppen auf Normalverteilung zu überprüfen. In beiden Fällen war diese gegeben. Der Vergleich durch den t-Test ergab keine signifikanten Ergebnisse ($t(42) = -1,57$; $F = 1,6$; n. s.). Zusätzlich wurden beide Gruppen mit der normierten Vergleichsstichprobe der Nicht-Klienten ($M = 112,27$; $SD = 15,92$; $N = 311$) verglichen. Hierbei muss einschränkend darauf hingewiesen werden, dass die Vergleichsstichproben nicht auf die Merkmale Zoophilie und Internetnutzung überprüft wurden und daher mit diesen zweifach konfundieren könnten. Aufgrund der unterschiedlichen Stichprobengrößen wurde für die durchgeführten t-Tests keine Varianzhomogenität angenommen. Es ergaben sich signifikante Ergebnisse zwischen der Vergleichsstichprobe der Nicht-Klienten und der Zoophilie-Stichprobe ($t(24) = -5,05$; $p < 0,001$) in Richtung niedrigerer Selbstakzeptanzwerte bei Zoophilen, während die Kontrollgruppe sich nicht signifikant von der Normstichprobe unterschied ($t(21) = -1,69$; $p = \text{n. s.}$).

Reaktionen anderer auf die eigene Zoophilie

Dass die Selbstakzeptanz von Menschen mit verdeckbar-marginalisierten Identitäten von den Reaktionen ihres sozialen Umfeldes abhängig ist, konnten bereits McKenna und Bargh (1998) zeigen. So wurde gefragt, ob die Betroffenen den nicht-zoophilen Menschen in ihrem sozialen Umfeld von ihrer Zoophilie erzählt hatten und wie diese darauf reagiert hatten. Über die Hälfte (55,2 %) der befragten Zoophilen gaben an, dass Nicht-Zoophile von

ihrer Zoophilie wissen. Die Reaktionen der Mitwissenden auf diese Offenbarung waren unterschiedlich. Während bei den meisten (32,4%) der 37 Zoophilen, die eine Reaktion angaben, „sowohl negativ als auch positiv“ reagiert wurde, 29,7% der Befragten „eher positive“ Reaktionen erhielten und 27% mit Indifferenz begegnet wurden, waren bei der Minderheit (10,8%) die Reaktionen „eher negativ“.

Nur 6% der $N = 67$ Zoophilen gaben an, ein Problem damit zu haben zoophil zu sein. Ein Befragter nannte u. a. die „fehlende Akzeptanz in der Gesellschaft und das Gefühl, sich verstellen zu müssen [...]“ als Problem. Ein anderer antwortete: „Sozial und zwischenmenschlich ist meine Entwicklung zum Stillstand gekommen. Doch empfinde ich keine Schuld oder dergleichen. Nur weiß ich, dass ich etwas Unmenschliches tue. Da es mir aber Spaß bereitet und ich niemanden damit verletze, werde ich es weiter tun. Dennoch sehe ich meine Entwicklung als problematisch, da ich mich nicht dazu in der Lage sehe, eine zwischenmenschliche Bindung auf Dauer einzugehen.“

Rolle von Internetquellen auf zoophile Sexualkontakte

Die $N = 67$ Zoophilen wurden gefragt, ob die Nutzung unterschiedlicher Internetquellen die Häufigkeit und die Intensität / den Genuss an sexuellen Tierkontakten „nicht“, „ein wenig“ oder „sehr“ gesteigert oder vermindert haben. Da im Pretest nur die Frage zur Quantität gestellt wurde, liegen keine Ergebnisse für die fünf Personen aus dem Pretest zu den Fragen nach einer Veränderung der Intensität sexueller Tierkontakte vor. Tab. 1 und 2 zeigt die von den Zoophilen genannte Rolle der einzelnen Internetquellen auf deren Sexualverhalten. Dieselben Personen konnten mehrere Quellen angeben.

Wie sich aus Tab. 1 und 2 entnehmen lässt, scheinen die Nutzung von Zoophilie-Chats und Instant Messenger-Programmen und die Betrachtung tierpornografischer Materialien nach der Selbsteinschätzung der Befragten tendenziell zu erhöhter Frequenz sexueller Tierkontakte zu führen. Im Bezug auf gesteigerte Intensität wurde am häufigsten die Betrachtung von tierpornografischem Material genannt.

Diskussion

Sexuelle Mensch-Tier-Interaktionen sind kein homogenes Phänomen. Die Befunde dieser und anderer Befragungsstudien zu dem Thema stehen im Gegensatz zu denen älterer klinisch-forensischer Studien und erhärten den Verdacht, dass tatsächlich eine Unterscheidung zwischen Beasties und Zoophilen getroffen werden sollte. Ob ältere klinisch-forensische Studien Beasties oder Zoophile erfassten, kann retrospektiv nicht gesagt werden, da emotionale Beziehungsaspekte kaum berücksichtigt wurden. Dort fanden sich gehäuft sexualforensisch relevante, pathologische Fälle von sexueller Mensch-Tier-Interaktion, was für die Zoophilen aus dieser und anderen Online-Stichproben nicht zu gelten scheint. Von daher können unterschiedliche Typen sexueller Mensch-Tier-Interaktion vermutet werden. Dass eini-

Tab. 2 Rolle des Internet bei Häufigkeit sexueller Tierkontakte (in %; N = 67; „Hat eine der folgenden Internet-Quellen bei Ihnen zu mehr / weniger sexuellen Kontakten mit Tieren geführt?“).

	Zoophile-Chats / IM-Programme	Foren (aktiv)	Foren (passiv)	E-Mail	tierpornografi- sches Material	Infoseiten über Zoophilie	andere Internet- quelle
häufiger							
„wenig“ / „sehr“	37,3 %	25,4 %	26,9 %	20,9 %	41,8 %	31,3 %	3,0 %
„nicht“	62,7 %	74,6 %	73,1 %	79,1 %	56,7 %	67,2 %	97,0 %
total	100,0 %	100,0 %	100,0 %	100,0 %	98,5 %	98,5 %	100,0 %
seltener							
„wenig“ / „sehr“	6,0 %	4,4 %	6,0 %	3,0 %	8,9 %	7,4 %	0,0 %
„nicht“	89,6 %	89,6 %	89,6 %	91,0 %	86,6 %	88,1 %	97,0 %
total	95,5 %	94,0 %	95,5 %	94,0 %	95,5 %	95,5 %	97,0 %

Tab. 3 Selbsteinschätzungen des Einfluss des Internet bei Intensität sexueller Tierkontakte (in %, N = 62; „Hat eine der folgenden Internet-Quellen bei Ihnen zu intensiveren / genußvolleren weniger intensiven / genußvollen sexuellen Kontakten mit Tieren geführt?“).

	Zoophile-Chats / IM-Programme	Foren (aktiv)	Foren (passiv)	E-Mail	tierpornografi- sches Material	Infoseiten über Zoophilie	andere Internet- quelle
intensiver							
„wenig“ / „sehr“	24,2 %	27,4 %	29,0 %	19,4 %	35,5 %	25,8 %	1,6 %
„nicht“	74,2 %	70,0 %	69,4 %	79,0 %	62,9 %	72,6 %	96,8 %
total	98,4 %	98,4 %	98,4 %	98,4 %	98,4 %	98,4 %	98,4 %
weniger intensiv							
„wenig“ / „sehr“	3,2 %	1,6 %	4,9 %	1,6 %	8,1 %	3,3 %	0,00 %
„nicht“	93,6 %	93,6 %	91,9 %	95,2 %	88,7 %	91,9 %	98,4 %
total	96,8 %	95,2 %	96,8 %	96,8 %	96,8 %	95,2 %	98,4 %

ge Probanden dieser Studie sich gleichzeitig als Zoophile und Beasties einstuften, verdeutlicht die anfangs angesprochene Definitionsproblematik.

Ein Novum der Studie war, dass Zoophile mit einer Kontrollgruppe verglichen wurden. Generell zeigten sich keine signifikanten Unterschiede zwischen der Fallgruppe und Kontrollgruppe bezüglich Einsamkeits- und Selbstakzeptanz-Werten. Im Einzelnen betrachtet hatten zoophile Männer signifikant höhere Einsamkeitswerte als die Männer der Kontrollgruppe und Zoophile zeigten signifikant niedrigere Selbstakzeptanzwerte im Vergleich zur normierten Vergleichsstichprobe. Es können jedoch keine Kausalaussagen über die Entwicklung von Einsamkeit oder Selbstakzeptanz gemacht werden. Die erhöhten Einsamkeitswerte bei den Zoophilen könnten z. B. auch im Zusammenhang mit der höheren Anzahl an ledigen Zoophilen stehen. Die Klärung solcher Zusammenhänge sollte Aufgabe zukünftiger Forschung sein. Weiter scheint die explorativ betrachtete Internetkommunikation tendenziell mit häufigeren und intensiveren sexuellen Mensch-Tier-Kontakten zusammenzuhängen.

Ätiologie und posttraumatische Belastungsstörung

In unserer Studie zeigten die Zoophilen, im Gegensatz zu klinisch-forensischen Fällen, keine Besonderheiten bezüglich der untersuchten ätiologischen Bereiche und PTBS-Symptomatik auf. Zoophile waren nicht ätiologisch auffälliger als Menschen ohne zoophile Neigungen, wobei unterschiedliche methodische Einschränkungen (s. u.) berücksichtigt werden müssen. Möglicherweise existieren aber Zusammenhänge dieser ätiologischen Faktoren und PTBS mit Beasties, was es in zukünftigen Studien zu überprüfen gilt.

Im Einklang mit unseren Befunden, dass weder die Über- noch die Unter-sozialisationshypothese zuzutreffen scheinen, stehen die Befunde von Beetz (2002), Miletski (2002) und Williams und Weinberg (2003). Diese dokumentieren Fälle von Zoophilen, die zwar einen nicht-menschlichen Partner hatten, sich jedoch zugleich in einer festen Beziehung oder Ehe mit einem Menschen befanden.

Sowohl bei den Zoophilen als auch bei den Nicht-Zoophilen berichtete die gleiche Anzahl (95,5%) von mindestens einer möglichen traumatischen Erfahrung. Einschränkend ist anzumerken, dass sich die Schwere der einzelnen Belastungen und die tatsächlich vorhandene Traumatisierungen nicht im Rahmen einer solchen Studie erfassen lassen. Hierzu wären umfangreiche Interviews und psychotherapeutisch-diagnostische Gespräche erforderlich.

Aspekte der Identität, des Internet und Einsamkeit

Da in den meisten Studien zur Zoophilie der Männeranteil klar überwiegt (z. B. Beetz 2002), wurden speziell die Männer von Fall- und Kontrollgruppe miteinander verglichen. Im direkten Vergleich Zoophiler und nicht Zoophiler zeigten sich keine signifikanten Unterschiede bezüglich Einsamkeit und Selbstakzeptanz. Wurde der Vergleich auf Männer beschränkt, so zeigte

sich, dass zoophile Männer stärkere Einsamkeitswerte als die Männer der Kontrollgruppe hatten und Zoophile niedrigere Selbstakzeptanzwerte als die normierte Vergleichsstichprobe. Das könnte an einer Überlagerung der vielfach belegten unterstützenden Effekte (z. B. Williams und Weinberg 2003) der Internetkommunikation bei erlebter Stigmatisierung in der Gesellschaft liegen, die ein reales Gegengewicht zum Marginalisierungseffekt durch deviante Interessen darstellen. So ist denkbar, dass bei den Zoophilen Gefühle der Einsamkeit insgesamt durch Online-Kommunikation gesunken waren und deren Selbstakzeptanz erhöht wurde (vgl. Williams und Weinberg 2003), sie sich allerdings im Vergleich zur Kontrollgruppe immer noch einsamer fühlten und niedrigere Selbstakzeptanz besaßen. Es können hier jedoch keine Kausalaussagen über die Entwicklung von Einsamkeit oder Selbstakzeptanz gemacht werden.

Internetkommunikation scheint tendenziell mit häufigeren und intensiveren Sexualkontakten mit Tieren zusammenzuhängen, was als Hinweis auf eine Empowerment-These der sexuellen Identität gesehen werden kann und somit eher gegen eine Kompensationsthese spricht (vgl. Hill et al. 2007). So berichtete über die Hälfte der befragten Zoophilen von häufigeren und genussvolleren Sexualkontakten mit Tieren, während in Richtung seltenerer und weniger intensiver Sexualkontakte fast kein Einfluss in der Selbsteinschätzung der zoophilen Menschen zu vermerken war. Betrachtet man die Internetquellen isoliert (s. Tab. 2 und 3), so zeigt sich, dass keine bestimmte Quelle an sich stark moderierende Wirkung auf das Sexualverhalten hatte. Dies zeigt, dass nicht das Internet an sich, sondern eher dessen spezifische Nutzungsweise, die evtl. mit anderen Faktoren interagieren, bestimmtes Verhalten evoziert. In Übereinstimmung mit dem *Sexual Behavior Sequence Modell* (Byrne 1977; Fisher 1986) führte die Betrachtung tierpornografischer Materialien, die als sexuelle *cues* angesehen werden können, bei einem Teil der Zoophilen zu einer größeren Wahrscheinlichkeit offener sexueller Handlungen. Allerdings zeigte sich auch, dass insgesamt über zwei Drittel der befragten Zoophilen tierpornografische Medien konsumierten, also weitaus mehr als insgesamt angaben, von solchen Medien beeinflusst zu werden. Somit scheint der alleinige Konsum von tierpornografischen Materialien nicht zwangsläufig zu einer erhöhten Frequenz und Intensität bei Sexualkontakten mit Tieren zu führen. Dies steht im Einklang mit Befunden aus der allgemeinen Pornografieforschung (vgl. Zillmann 1989). Vermutlich spielen weitere Faktoren, wie z. B. die Verfügbarkeit eines tierischen Sexualpartners eine Rolle. Da es sich um Selbstauskünfte der Befragten handelt, können unbewusst wirkende Einflüsse auf das Sexualverhalten nicht berücksichtigt werden.

Methodenkritische Überlegungen

Die Ergebnisse der Studie haben keinen repräsentativen Charakter, da sie sich auf die Internet-nutzende Population begrenzen. Obwohl die Zahl der Internetuser stetig ansteigt (ARD / ZDF Medienkommission 2011) können keine uneingeschränkten Aussagen zur Gesamtpopulation gemacht werden.

Allerdings zeigte sich die Online-Befragung nicht zuletzt wegen der einfachen Kontaktmöglichkeit zu Zoophilen und der Erhebung der Internetkommunikation als essenzieller Bestandteil der Studie als besonders vorteilhaft. Effekte sozialer Erwünschtheit können nicht ausgeschlossen werden. Generell kann jedoch durch die gegebene Anonymität, die bei Internet-Befragungen deutlich höher ist als bei Face-to-Face und Paper-Pencil Befragungen, von einer geringeren Anzahl sozial erwünschter Aussagen ausgegangen werden (Joinson 1999).

Bedacht werden muss auch ein potenzieller Selektionsbias besonders motivierter Personen aus beiden Gruppen. Im Falle der Zoophilen wurde von einer hohen Identifikation mit dem Thema ausgegangen. Dies erklärt, warum insgesamt immer noch eine relativ „große“ Stichprobe zustande kam. Es bestand die Möglichkeit, dass Zoophilie-Gegner motiviert waren, ein negatives Bild von Zoophilen zu verbreiten. Jedoch konnte – ausgenommen von den bereits im Vorhinein aussortierten acht Fällen mit eindeutigen Falschangaben – kein Datensatz identifiziert werden, der auf Verzerrungsabsichten hinwies. Auch gab nur einer der befragten Zoophilen an, den Willen und die Gefühle der Tiere nicht zu berücksichtigen und niemand gab an, ein Tier beim Sex absichtlich verletzt zu haben. Daher kann davon ausgegangen werden, dass Datensätze von „echten“ Zoophilen vorliegen.

Aufgrund der bis dato wenigen Online-Studien zur Zoophilie und gegebener Selbstselektion konnte nicht genau vorhergesehen werden, wie sich die Fallgruppe letzten Endes zusammensetzt. Daher wurde versucht, Forenutzer ohne extreme Vorlieben, extreme Geschlechts- und Altersverteilungen als Kontrollgruppe auszuwählen. Ein Matching wurde angestrebt, konnte jedoch aufgrund der schwierigen Realsituation nicht umgesetzt werden, was z. B. den höheren Altersdurchschnitt der Kontrollgruppe und die unausgewogene Geschlechterverteilung zwischen den Gruppen zur Folge hatte. Gruppenvergleiche der reinen männlichen Probanden müssen von daher mit Zurückhaltung interpretiert werden. In zukünftigen Studien sollte zusätzlich die Geschlechtsvariable beim Gruppenvergleich kontrolliert werden.

Es stellte sich als kein leichtes Unterfangen heraus, Kontrollforen zu finden, die sich bereit erklärten Werbung für die Teilnahme an der Studie in Form eines Postings zu machen, weswegen die endgültig erhaltene Kontrollstichprobe als zufriedenstellend angesehen werden kann. Die Bearbeitungsdauer des Fragebogens trug vermutlich zu einer erhöhten Abbruchquote bei. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist generell zu beachten, dass es sich um Selbstauskünfte und Selbsteinschätzungen der Befragten handelt.

Ausblick

Für die Zukunft sind Studien mit größeren sowie Offline-Stichproben wünschenswert. Außerdem müsste die Rolle des Internet und spezifischer der Einfluss unterschiedlicher Internetquellen auf das Sexualverhalten Zoophiler systematisch elabouriert werden. Dafür empfehlen sich z. B. Längsschnitt-

studien. Besonders wichtig wäre es, zukünftig auf eine Unterscheidung zwischen einer bewusst emotionalen oder rein sexuellen Beziehungsebene im Sinne der hier verwendeten Definitionen von Zoophilie und Bestiality zu achten und das ätiologische Profil von Besties zu erforschen, um einen besseren Vergleich beider Gruppen zu ermöglichen.

Literatur

- ARD / ZDF Medienkommission. ARD / ZDF-Onlinestudie 2011. Als Online-Dokument: <http://www.ard-zdf-onlinestudie.de>
- Beez A. Love, Violence, and Sexuality in Relationships between Humans and Animals. Aachen: Shaker Verlag GmbH 2002
- Byrne D. Social Psychology and the Study of Sexual Behavior. *Pers Soc Psychol B* 1977; 3: 3–30
- Cooper A. Sexuality and the Internet: Surfing into the New Millenium. *CyberPsychol Behav* 1998; 1: 187–193
- Dewaraja R, Money J. Transcultural Sexology: Formicophilia, a Newly Named Paraphilia in a Young Buddhist Male. *J Sex Marital Ther* 1986; 12: 139–145
- Dittert S, Seidl O, Soyka M. Zoophilie zwischen Pathologie und Normalität: Darstellung dreier Kasuistiken und einer Internetbefragung. *Nervenarzt* 2005; 61: 61–67
- Döring N. Isolation und Einsamkeit und Netz? Öffentliche Diskussion und empirische Daten. 1995; Als Online-Dokument:<http://sites.inka.de/bigred/misc/netz+einsamkeit.txt>
- Döring N. Einsamkeit in der Informationsgesellschaft. *ZUMA N* 1997; 21: 36–52
- Döring N. Sex im Internet: (k)ein Thema für die Klinische Psychologie? In: Ott R, Eichenberg C, Hrsg. *Klinische Psychologie und Internet. Potenziale für klinische Praxis, Intervention, Psychotherapie und Forschung*. Göttingen: Hogrefe 2003; 271–291
- Döring N, Bortz J. Psychometrische Einsamkeitsforschung. Deutsche Neukonstruktion der UCLA Loneliness Scale. *Diagnostica* 1993; 39: 224–239
- Duffield G, Hassiotis A, Vizard E. Zoophilia in Young Sexual Abusers. *J For Psychiat* 1998; 9: 294–304
- Earls CM, Lalumière ML. A Case Study of Preferential Bestiality (Zoophilia). *Sex Abuse: J Res Treat* 2002; 14: 83–88
- Earls CM, Lalumière ML. A Case Study of Preferential Bestiality. *Arch Sex Behav* 2007; 38: 559–573
- Eichenberg C. Sexueller Kindesmissbrauch und Internet: Zwischen Prävention und Kriminalität. *Z Psychotraum Psych Med* 2006; 4: 57–72
- Eichenberg C, Döring N. Sexuelle Selbstdarstellung im Internet. Ergebnisse einer Inhaltsanalyse und einer explorativen Befragung zu privaten Websites. *Z Sexualforsch* 2006; 2: 133–153
- Férnandez HH, Durso R. Clozapine for Dopaminergic-Induced Paraphilias in Parkinson's Disease. *Mov Disord* 1998; 13: 597–598
- Fischer G. *Kausale Psychotherapie, Manual zur ätiologieorientierten Behandlung psychotraumatischer und neurotischer Störungen*. Kröning: Asanger 2007
- Fischer G. Fragebogen zur Ätiologie psychischer Störungsbilder Kurzversion (Fäpes-K). Unveröffentlichtes Manuskript 2009
- Fischer G, Riedesser P. *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: UTB 2009
- Fischer G, Schedlich C. *Köln Trauma-Inventar (KTI)*. In: Fischer G, Hrsg. *KÖDOPS. Kölner Dokumentations- und Planungssystem für dialektische Psychotherapie, Psychoanalyse und Traumabehandlung*. Köln / Much: Verlag DIPT 1995
- Fisher WA. *A Psychological Approach to Human Sexuality: The Sexual Behavior Sequence*. In: Byrne D, Kelley K, Hrsg. *Alternative Approaches to the Study of Sexual Behavior*. Hillsdale, NJ: Erlbaum 1986; 313–372
- Fleming WM, Jory B, Burton, DL. Characteristics of Juvenile Offenders Admitting to Sexual Activity with Nonhuman Animals. *Society Anim* 2002; 10: 31–45
- Hill A, Briken P, Berner W. Pornographie und sexuelle Gewalt im Internet. *Bundesgesundheitsblatt* 2007; 50: 90–103
- Jiménez-Jiménez FJ, Youssef S, García-Soldevilla MA, Barcenilla B. Possible Zoophilia Associated with Dopaminergic Therapy in Parkinson Disease. *Ann Pharmacother* 2002; 36: 1178–1179

- Joinson A. Social Desirability, Anonymity, and Internet-Based Questionnaires. *Behav Res Meth, Instr Com* 1999; 31: 433–438
- Kinsey AC, Pomeroy WB, Martin CE. *Sexual Behavior in the Human Male*. Philadelphia: Saunders Company 1948
- Kinsey AC, Pomeroy WB, Martin CE, Gebhart PH. *Sexual Behavior in the Human Female*. Philadelphia: Saunders 1953
- Krafft-Ebing R. *Psychopathia Sexualis*. Stuttgart: Enke 1894, 1924
- McKenna KYA, Bargh J. Coming Out in the Age of the Internet: Identity "Demarginalization" through Virtual Group Participation. *J Pers Soc Psychol* 1998; 75: 681–694
- McKenna KYA, Green AS. Virtual Group Dynamics. *Res Pract* 2002; 6: 116–127
- McNally RJ, Lukach BM. Behavioral Treatment of Zoophilic Exhibitionism. *J Behav Res Exp Psych* 1991; 22: 281–284
- Miletski H. *Understanding Bestiality and Zoophilia*. Bethesda: East-West Publishing, LLC 2002
- Musch J, Reips U-D. A Brief History of Web Experimenting. In: Birnbaum MH, Hrsg. *Psychological Experiments on the Internet*. San Diego, CA: Academic Press 2000; 61–85
- Raphael R, Lundin T, Weisæth L. A Research Method for the Study of Psychological and Psychiatric Aspects of Disaster. *Act Psychiatrica Scandinavia Suppl* 1989; 39: 1–75 German Version by Schüffel W, Schade B, 1992
- Russell D, Peplau LA, Cutrona CE. The Revised UCLA Loneliness Scale: Concurrent and Discriminant Validity Evidence. *J Pers Soc Psychol* 1980; 39: 472–480
- Schafer JL, Graham JW. Missing Data: Our View of the State of the Art. *Psychological Methods* 2002; 7: 147–177
- Sorembe V, Westhoff K. *Skala zur Erfassung der Selbstakzeptierung (SESA)*. Göttingen: Hogrefe 1985
- Stephan E, Fäth M. Zur Validität der deutschen Version der UCLA-Einsamkeitsskala. *Diagnostica* 1989; 35: 153–166
- Wilcox DT, Foss CM, Donathy ML. A Case Study of a Male Sex Offender with Zoosexual Interests and Behaviours. *J Sex Aggr* 2005; 11: 305–317
- Williams CJ, Weinberg MS. Zoophilia in Men: A Study of Sexual Interest in Animals. *Arch Sex Behav* 2003; 32: 523–535
- Zillmann D. Effects of Prolonged Consumption of Pornography. In: Zillmann D, Bryant J, Hrsg. *Pornography: Research Advances and Policy Considerations*. Hillsdale, NJ: Erlbaum 1989; 127–157

Dr. Christiane Eichenberg
Universität zu Köln
Klinische Psychologie und Psychotherapie
Höniger Weg 115
50969 Köln
eichenberg@uni-koeln.de